

# Hotspots im Seefeld

## Eine Annäherung in vier Bildern

*Nina Toepfer*

### **Bild 1: Schiller, Goethe, Keller**

Vom Stadtzentrum her gesehen beginnt das Seefeld beim Opernhaus. Der nahe Bahnhof Stadelhofen schluckt und entlässt hier aus seinen offenen Klappstoren, auf dem Perron an Werktagen fast 80'000 Zugreisende. Bis zu vierzig Züge pro Stunde verkehren dann hier, auf nur drei Geleisen. Am Morgen verteilen sich die Fussgängerströme auf die Trams vor dem Bahnhof, am nahen Bellevue, im Fussgängerverkehr am Sechseläutenplatz.

Das geht zielstrebig, diszipliniert, Taschen über Schultern, Mappen im Arm, Kaffee im Becher, Kopfhörer auf. Manchmal treffen sich Blicke, jemand lächelt, ein Mann führt vier Hunde an der Leine, ein Dog Walker in Zürich. Züge lösen mit ihrer Ankunft fast im Minutentakt die Wellen aus, wer auffallen will, muss nur in die Gegenrichtung schlendern, ein Irrläufer, der auch rhythmisch aus der Reihe tanzt.

Unberührt von den Fussgängerströmen und doch mitten drin steht die Fontäne am Stadelhoferplatz, gusseisern und elegant, als habe sich der Brunnenbauer nach Paris gewünscht, und wenn ja, herzlichen Dank für die Verwechslung und die imaginäre Reise zur Weltstadt – zum Klang der Ruhe, die sich vom Stadtlärm um so klarer abhebt: zum Knirschen von Absätzen im Kies, zu verträumten Nachmittagen, Kinderspielen am Wasser und einer Brise, die alle Ermahnungen in den Wind schlägt, damit sie niemand mehr hört, ihr werdet ja ganz nass.

Weltstadt ist Zürich längst selber, mitsamt der allzu knapp bemessenen Zeit. Im Vorbeigehen, bei der Fontäne, deren zwei Becken die Wasserstrahle auffangen, lassen sich aber auch Zeichen der Stadt lesen: Am

Stadelhoferplatz reiht sich altes an neues Zürich, McDonalds an Fogal, Sprüngli an Starbucks und Orell Füssli. Das Eingangstor zur Stadt ist literarisch gewichtig besetzt.

Schiller, Goethe, Gottfried Keller, alle haben eine Strasse bekommen – eine interessante, wenn auch historisch nicht denkbare Gesellschaft. Hier Goethe, der Schweiz-Reisende, die lebende Legende. Gegenüber Keller, der Zürcher und «unansehlicher armer Bursche», wie er einmal in grosser Verliebtheit schrieb, in «einer solchen Verwirrung, dass ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann». So wollte er schreiben, wie er sprechen würde. Was ihn zu Sätzen von grossartiger Ergebenheit gebracht hat: «Aber geniren Sie sich ja nicht mir ein recht rundes, grobes Nein in den Briefeinwurf zu thun, wenn Sie nichts für mich sein können, denn ich will mir nachher schon aus der Patsche helfen.» Die Dame lehnte ab, aber Zürich und die Literatur haben Gottfried Keller auf immer.

Etwas weiter und versteckter, zwischen Opernhaus und NZZ-Gebäude, führt die Schiller-Strasse. Schiller und sein «Wilhelm Tell», der ja unserer wurde: gute Gesellschaft für die beiden traditionsreichen Zürcher Institutionen mit Renommee und mehrheitsfähigem Werbeslogan: «Oper für alle» behauptet die eine, «Lesen macht keinen Lärm» empfahl sich einmal die andere.

Zur Seeseite hin öffnet sich der Sechseläutenplatz mit weltstädtischer Grösse. Einst Acker, dann Wiese, wenn er auch immer schon Repräsentations-Platz war, so ist er jetzt, mit schmalen Quarzit-Blöcken aus Vals besetzt, ein urbaner Raum. Stolz der Stadt, Sonnendeck für Passanten und Mittagstreff, die Menschen haben den Platz für sich eingenommen. Er soll auch frei bleiben an über hundert Tagen im Jahr, das ist festgeschrieben wie eine Regieanweisung zum Handhaben freier Flächen. Nur das wohl schönste Café, das gleichzeitig Zugang zu einer Parkgarage bietet, steht da. «Collana Bar e Caffè», die Halskette, trägt ihren Namen zu Recht. Kleine Formen des Zürichsees sind zu Rosetten gruppiert und ergeben ein zierliches Muster im Fassadengitter, wie einen Schleier, der vor Blicken schützt und doch Licht durchlässt.

Im Frühling errichtet der Zirkus Knie auf dem Platz sein temporäres Grossunterfangen. Hierhin kommt nachmittags, wer Zeit und Musse und kleine Kinder an der Hand hat. Eine Baglady, die Schuhe mit Plastik überklebt, transportiert ihr Gepäck vorbei und hält an für einen Augenblick. Arbeiter stellen Hecken bereit, wuchten Strohballen an ihren Ort. Im Valser Stein ist eine Infrastruktur zur Befestigung des Zirkuszeltens eingelassen, der Platz hält nicht nur Elefantendung und Hitze aus, sondern bietet selbst ein funktionales Innenleben.

Auch wenn der Abend anbricht, die Zeit und der Betrieb um den Bahnhof wieder anziehen, sprudelt der Brunnen am Stadelhoferplatz unbeirrt. Das Bistro im Park hat auf Aperitifs umgestellt, es riecht nach kühler Luft und feuchtem Sand. An einem der Tische sitzt eine junge Frau mit goldenen Schuhen und fährt sich mit den Händen durch die langen Haare im Spiegel ihres iPads, sie wartet. Es ist Zeit zum Ausgehen: Kino, Oper, auch das Theater etwas weiter – am Pfauen – sind in Schrittdistanz.

Pendlerweg, der Platz der Stadt schlechthin, an diesem Hotspot zeigt sich Zürich entgegen dem Business-Klischee und historisch verbrieft auch bereit zum Vergnügen. 1834 eröffnet die Theater AG, die heutige Oper, mit Mozarts «Zauberflöte», aber die neue Bühne kommt erst nicht überall gut an, es gibt «Enttäuschungen und Bitternisse aller Art». Erst im neuen, heute bestehenden Bau, der nach einem Feuer 1890 am alten Theater erstellt wurde, gelangen auch internationale Erfolge. Ein anderer Brand, die Unruhen der 1980er Jahre, entzündeten sich bei der Oper, an ihren hohen Subventionen und an Forderungen nach alternativen Kulturräumen.

Im Kino mit der Grossleinwand, im «Corso», gibt man um die vorletzte Jahrhundertwende Variété mit Akrobatik, Tanz, Musik, und das mit Erfolg. Ringkämpfe, oft ausverkauft, sind Highlights im Programm. Eine Chronik der Stadt Zürich berichtet von Verboten dieser «bestialischen, ekelerregenden Vorstellungen» und von den Schwierigkeiten der Behörden, sie durchzusetzen. Anfang der 1900er Jahre hält das Kino Einzug in die Stadt. In nächster Umgebung spielen damals gleich drei

Lichtspieltheater, das «Bellevue», das «Urban» an der St. Urban-Gasse, das «Corso».

Die Klappstore des Bahnhofs stehen noch sehr lange offen. Ein Mann setzt sich gegenüber der Frau mit den goldenen Schuhen. Auf den Bänken unter den Bäumen am Stadelhoferplatz machen Velofahrer Rast, jemand liest Zeitung, ein Mann mit Springerstiefeln und tätowiertem Spinnennetz auf kahlem Schädel fällt auf, Einkäufer bahnen sich den Weg zur Migros. Andere lassen den Verkehr einfach einen Moment lang ziehen oder warten, als müsste das Leben jetzt aufkreuzen mit einer Erfüllung.

## **Bild 2: Der Ungeduldige**

Erinnerung muss man mit entschiedenen Schritten durchwandern. Nur so schafft man es einigermaßen gesichert durch die Zeit. Ausserdem ist Eile angebracht, nicht nur wegen des kalten Wintervormittags. Das Gedächtnis führt bekanntlich auf falsche Fährten, erlaubt ist nur ein knapper Blick darauf, bevor man weiter zieht, mit angemessener Ungeduld.

«Erinnerung, das weiss man, ist ein falscher Hund», sagt Christoph Braendle, Schweizer Schriftsteller, der längst in Wien lebt. Nach seiner weit zurückliegenden Vorwiener Zeit befragt, sucht er nun im Seefeld die ehemaligen Räumlichkeiten des alternativen Lokalradios, zu dessen Pionieren er in den Siebzigern gehörte. Als Radio LoRa hat sich das alternative Medienexperiment von damals behauptet und sendet heute noch, im Herbst 2013 feierte es sein Dreissig-Jahre-Jubiläum.

Zum ersten Studio des Radios sollen drei, vier Treppenstufen geführt haben, so viel Erinnerung ist gesichert. Vielleicht gibt es eine Tür zu dieser Geschichte, sicher finden wir nur ein paar Stufen zu einer Anwaltskanzlei, gleich um die Ecke der Kreuzung, die aussieht, als wäre es hier gewesen. Der Rechercheur tritt ein, Zögern wäre Zeitverschwendung, Guten Tag, wissen Sie, ob hier früher ein Radio gesendet hat?

Wo war's? Im stillen Seefeld, so die LoRa-Dokumentation über die Anfänge des unabhängigen, linken, werbefreien Radios, und zeigt die Villa Mainau in

Schwarzweiss. Braendle, der Zuger Jurastudent, war 1974 nach Zürich und zur «Telefonziitig» gekommen, aus der später die «WoZ», die linksalternative WochenZeitung, hervorgehen sollte: «Wir waren zwanzig Leute, wir wollten unsere eigenen Nachrichten produzieren. Die SRG fanden wir zu konservativ und verknöchert.» Bei der «Telefonziitig» rief man an und hörte Nachrichten vom Band, «linke Nachrichten». Und über Monate besprach man dort, dass die Linke ein eigenes Radio brauche. Das ging Braendle, dem Ungeduldigen, zu lang. In der «Leserzeitung» lancierte er einen Aufruf, wofür er einerseits Kritik aus eigenen Reihen kassierte wegen unsolidarischem Verhalten – andererseits war der Aufruf draussen, die Dinge kamen in Gang.

«Schliesslich waren wir zu fünf, wir brauchten eine Konzession und also eine Struktur.» Die Fünf gründeten eine Stiftung mit angegliederten Vereinen, das erste Konzessionsgesuch von 1977 wurde abgelehnt, und bis das Alternative Lokalradio schliesslich 1983 die Sendeerlaubnis erhielt, passierte noch vieles. Gesuche, Positionierungen, Selbstfindung. Anderes und anders sollte gesendet werden, gegen die Berieselung, frei von Verpflichtungen.

Das Alternative Lokalradio war noch ein Projekt, als Christoph Braendle 1979 nach New York zog und drei Jahre blieb. Wie das kam? «Keine Ahnung, ich wollte wohl die Welt sehen, ein Mann werden, irgend so etwas.» Die verlorene Zeit hat eine Melodie, ironisch, doch wohlwollend. Danach, zurück in Zürich, pleite, aber endlich auf Sendung, erfand Braendle zwei Gefässe: ein Diskussionsforum für Religion und Philosophie und «LoRa obszön»: «Am Sonntag, zur Zeit des Hochamtes, lasen wir pornografische, wohlgeleitet literarisch anerkannte Texte: Georges Bataille, Anaïs Nin, Charles Bukowski. Etwa nach der fünften Sendung war Schluss. Respektive hatten wir die Drohung im Haus: Noch so eine Obszönität über den Äther, und ihr seid den Sendemast los.»

Die Debatten an der Mainaustrasse waren lang, und bei dieser Radio-Revolution frassen ihre Kinder die Vorkämpfer. «Zwar hatte ich linke Flausen im Kopf, aber ich habe mich immer als liberalen Demokraten verstanden. Mich interessierte die Meinungsfreiheit, nicht die dogmatische Linke.» Braendle stieg aus.

Er schreibt und reist. Er zog nach Wien, immer wieder zog es ihn nach Afrika, seit ein paar Jahren hat er ein Haus in Marokko. Debatten und Doktrinen hinter sich, setzt er aufs Spiel: Das Sinnliche, Erotische, die Sehnsucht treiben viele seiner literarischen Figuren um. Das Spiel ist frei und fiktiv, derweil das handfeste Leben und die bodenständige Recherche das Gegengewicht dazu liefern. Für den Band «Die Wiener» durchstreifte er die Kanalisation, porträtierte das Burgtheater, liess selbstverständlich seinen Erzähler in Bars die Nächte in Drinks wiegen und in «zufriedener Hoffnungslosigkeit».

In seinem «Wiener Dekameron» erzählt eine Handvoll ältere Damen und Herren erotische Geschichten. In «Onans Kirchen», seinem jüngsten Roman, verstrickt sich ein nach Südafrika gereister Manager in eine so phantastische wie obsessive – «drastische», wie ein Kritiker meinte – Affäre zur einer Unbekannten in Wien. Braendles «Vollmondserenaden», wie romantisch kann man wiederum sein, sind eine Erfindung aus der frühen Wiener Zeit und bleiben im Programm. Im Wiener Salon Theater tingeln nicht nur, aber auch Braendle-Stücke, etwa «Manhattan Blues», das Gespräch einer Schauspielerin mit einem Toten. Die Publikationsliste des Journalisten und Reporters, des Erzählers, Theaterautors und Radiomannes ist lang.

Die drei, vier Stufen zur Villa Mainau haben wir an diesem Wintertag nicht mehr gefunden. Keine Zeichen vom improvisierten Aufbruch zu einer neuen Radio-Ära also, von der Christoph Braendle erzählt wie von einem Kapitel chaotisch kreativer und unbeschwerter Mediengeschichte. Erinnerung kann mehr als Beweismittel finden. Der falsche Hund hat Zähne, an den Wörtern, das wissen wir, wird er sie sich ausbeissen.

### **Bild 3: Vier Hauptrollen und der See**

Seefeld? «Of course the major attraction here is the lake» lehrt «Zurich in your pocket», als Reiseführer für Eindeutigkeiten zuständig. Die prominente Promenade führt auf der Strecke Bellevue–Tiefenbrunnen an sonnigen Tagen das Publikum mitunter in engem Flaneursverkehr. Unter dem Schatten der Bäume zu den Badeanstalten, den Wiesen entlang zu langen

Nachmittagen in der Sonne. Abends gehören die Sterne über dem See jedem, der nach ihnen greift.

Aber wenn der Hochnebel tief hängt und der Horizont in den Wolken verschwindet, ziehen sich die Wellen zurück ins offene Meer. Dann schwebt etwas von einem alten Namen über diesem Ort. Da, wo heute das Museum Bellerive steht, an der Höschgasse, die zum See führt, liess Statthalter Mathias Landolt im 18. Jahrhundert die Sommerresidenz «Solitude» bauen. In Ida Bindschedlers Kinderbuchklassier «Die Turnachkinder» heisst sie zur «Seeweid», ein ländliches Sommerhaus am See, wo es «plötzlich frei und weit und sonnig» wird.

Das Museum strahlt die Ruhe selbst aus. Sandsteinbau, französischer Barock, selbstbewusst und zurückhaltend, wie eine Gegenbehauptung zur betriebsamen Flaniermeile. Auf der Wiese zwischen ihr und dem schönen Bau scheinen sich Tai Chi und Yoga inoffiziell etabliert zu haben, Frisbee und Fussball dafür auf der Blatterwiese weiter vorne. In nächster Nachbarschaft der Villa stehen drei andere Kulturhäuser mit exklusiver Adresse: Heidi Webers Le-Corbusier-Haus, das Atelier Hermann Haller und die Villa Egli. Jeder Name spricht für sich, aber jeder für sich auch als ein Teil Zürcher Kultur mit internationaler Ausstrahlung. Kommt der Zürichsee als fünfte Hauptrolle hinzu.

Das Bellerive, 1931 erbaut als Villa des Seidenfabrikanten Julius Bloch-Sulzberger, dient später als Residenz des amerikanischen Konsulats und eines britischer Bankiers, kommt 1958 in städtische Hand, ist Sitz einer Bank. 1968 zieht die Kunstgewerbesammlung des Museums für Gestaltung ein. Ausstellungen zu Kunst, Kunstgewerbe und Design sind hier zu sehen. Die Villa war ein Wohnhaus, das macht das museale Erlebnis auf seine Weise lebensnah: man flaniert darin in aller Ruhe durch einst bewohnte Räume.

Derweil draussen die *major attraction* wirkt: Ein bilderbuchhafter Blick über den See zu den Bergen. Betrieb, Jogger, Velos, Strassenkünstler, Eis am Stiel. Pedalos und Beizen, vom Kiosk über die Wurst vom Grill bis zum weiss gedeckten Restaurant, das aufs Wasser baut.

Die Kulturhäuser an der begehrten Lage erzählen von bewegten Geschichten und Projekten. Ein Konsulat interessierte sich etwa für die Villa Egli, ein Hotel war geplant, die Pläne blieben eine Idee. Im stattlichen Landhaus im englischen Stil, mit Giebeln, Fachwerk und Backsteinkaminen, lehrt eine Ballettschule, Studenten und Kulturschaffende mieten hier Räume.

Das Heidi-Weber-Haus von Le Corbusier ist das letzte nach den Plänen des weltberühmten französisch-schweizerischen Architekten gebaute Haus, das einzige in der Deutschschweiz. Mit fliegendem Dach über Würfelform und farbigen Elementen, ist es Mitte der sechziger Jahre von Galeristin Heidi Weber initiiert worden, ein Museum und Gesamtkunstwerk. Dabei war die Beziehung Le Corbusiers zur Schweiz schwierig. Als Heidi Weber ihm vorschlug, hier ein Museum zu errichten, soll er zunächst abgelehnt haben.

Gleich daneben das Atelier Hermann Haller von 1932, schlicht und weiss, mit grosser Laube. Der Bildhauer, Schöpfer der Hans-Waldmann-Reiterfigur bei der Rudolf-Brun-Brücke, der Mitschüler Paul Klees und Plastiker von berühmten Frauenfiguren, arbeitete hier, wo heute viele seiner Werke zu sehen sind. Während Sommerresidenzen soll sein Schaffen mit dem zeitgenössischer Bildhauer in einen Dialog treten.

Von da gelangt man zur Blatterwiese, mit Spielplatz und dem China-Garten, dem Geschenk der chinesischen Partnerstadt Kunming an die Zürcher – in der Hierarchie der Gärten ein Tempelgarten, einer der ranghöchsten ausserhalb Chinas. Da herrscht abgemessene Ordnung, auf der Wiese gilt das freie Spiel. Oder, wie es bei der Stadt Zürich eher technisch über die Wiese heisst: «An schönen Abenden und am Wochenende ist der Nutzungsdruck durch Besucherinnen aus der ganzen Stadt und der Region so gross, dass für eine normale Quartiererholung kein Platz bleibt.»

Grosse Gegensätze, gemischtes Publikum, die Flaniermeile ist auch Park und Oase und Spiegel, hoch besetzt und für alle zugänglich. Die freundliche und verschrobene Mechanik einer Welterkennungsmaschine hat hier mehr Kredit als strenge Abstraktion. Sol LeWitts «Cube» kam, nicht akzeptiert, doch nicht am Zürichhorn



zu stehen, immerhin rattert Jean Tinguelys «Heureka» vor Postkartenkulisse. Aber das ist ja nur eine Geschichte von vielen, von der die Kunst erzählt.

#### **Bild 4: Der Duft des Südens**

Geriebene Orangenschale, warmer Ziegenkäse, Olivenöl und etwas Knoblauch müssten in der Luft liegen. Gitzi aus den Bergen und Rehschnitzel vom Üetliberg, Röschi und Cordon Bleu könnten zu riechen sein. Dann wieder Ingwer, Seetang, Frühlingszwiebeln, Kardamon. Und Fisch: Egli aus dem See und Seeteufel aus dem Meer, das hier nicht zu haben ist, aber das man trotzdem schmecken kann: Wolfsbarsch, Seezunge, Thunfisch, Crevetten und im Winter Austern. Die Düfte, wären sie aus den vielen Küchen im Seefeld befreit, würden uns die Sinne betören.

Zürichs Südgrenze führt nach Zollikon und an die Goldküste. Die Stadt ist bekanntlich kein Pflaster für ausladende und verschwenderische Gesten. Opulente Aromen, rauschende Stoffe? Parallel zur Seefeldstrasse gleitet die S-Bahn unterirdisch Richtung Rapperswil. Bahnhof Tiefenbrunnen, Autowaschanlage, die Hochstrasse nach Zollikon, dann ist die Stadt hinter ihr, rechts liegt der See. Wäre Zürich eine Schönheit, die da geht, sie wäre dezent, schmal, zurückhaltend, vielleicht blass.

Was man an diesem South End weniger sieht als weiss: Hier hat Zürcher Kreativität ein paar wichtige Adressen für international renommiertes Design, für prägende Architektur, für eine Kabarett-Bühne, für den Sitz des in der Welt tourenden Zürcher Kammerorchesters und für das Nordamerika Native-Museum.

In der Mühle Tiefenbrunnen, der einstigen Brauerei und Mühle und später die erste umgenutzte Industriebrache der Stadt, macht das «Miller's Studio» eine Art Auftakt dazu. An Zürichs erster Kabarett-Adresse leitet die Schauspielerin, Sängerin und Regisseurin Franca Basoli die künstlerischen Geschicke: «Wir bezeichnen uns intern als das ‚Kompetenzzentrum für Humor‘, wir decken also ein weites Spektrum ab. Wie jeder weiss, kann Humor durchaus Tiefgang haben, und genau das ist unser Anliegen. Wir haben ein treues Publikum, das

sich für gesellschaftlich relevante Themen interessiert. Die Künstler, die bei uns auftreten, behandeln diese Themen mit Witz, Satire und Ironie.»

Am Weg stadtauswärts auf der Seefeldstrasse liegt das Studio Alfredo Häberli, Designer von Möbeln, Tischgeschirr und Gläsern, Spielsachen und Küchenkomponenten. Häberli hat das Interieur des «Ginger» bestritten, des japanischen Restaurants weiter stadteinwärts im Seefeld, wofür er auch den Barhocker neu interpretiert hat. Camper Shops in Paris und San Sebastian tragen seine Signatur. In der Zürcher Giesserei Oerlikon hat Häberli viel Industrie aus der einstigen Stahlverarbeitung für Armaturen belassen und sie mit neuen Akzenten versetzt in Bar und Lounge. Da erzählt die schöne Form, wie sich die Zeit und ihre Zeichen überlagern.

Gleich daneben führen Stephan Hürlemann und Simon Husslein das Designstudio Hannes Wettstein. Die Liste der Auszeichnungen ist lang, Hannes Wettstein (1958 – 2008) und heute sein Studio haben für Möbel, Uhren, für ein Velo prägende Formen geschaffen. Innenräume wie im Berliner Grand Hyatt, am Frankfurter Flughafen und im Zürcher Prime Tower tragen den Namen. Und die Wettstein-Sets für Fernseh-Sendungen wie «Club», «Meteo», «Rundschau», «Tagesschau» und «10 vor 10» führen selbst einen der schwierigsten Beweise: Wie Design und Mehrheitsfähigkeit zusammen finden.

Weiter stadtauswärts arbeiten Stemmle-Architekten, die unter anderem Renovation und Umbau der Villa Tobler in Zürich und der Winterthurer Villa Zum Sulzberg sowie die Innenarchitektur der Cafeteria am Konservatorium Zürich unternommen haben.

An fast derselben Adresse findet sich das Haus des Zürcher Kammerorchesters (ZKO). Kleines Ensemble, grosser Ruf, tourt das ZKO unter Chefdirigent Sir Roger Norrington und spielt in Zürich auf. Der Saal im einstigen Starkstromlabor strahlt hell und weiss, die Dimensionen sind beeindruckend, die Akustik gelobt, Schönheit braucht zuzeiten eine Umgebung, die sich so weit zurückhält wie möglich.

Das Nordamerika Native Museum (Nonam) schliesslich, sozusagen um die Ecke, setzt so etwas wie einen

Schlusspunkt. Aus einer privaten Sammlung entstanden, heute ein städtisches Museum, war es auf dem Weg hierhin zeitweilig in einem Schulhaus provisorisch untergebracht. In den Ausstellungen, in der Sammlung treffen die Kultur der Native Americans und der Inuit auf Ethnologie und Winnetou, Karl May und Inspirationsquelle Karl Bodmer, dessen Aquarelle im Band «Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834» den Wilden Westen darstellen, wie Bodmer ihn sah – noch vor der hollywoodesken Filmversion davon. «Indianer waren meine Freunde» verkündet heute noch eine Tafel an seinem Geburtshaus in Zürich.

Auf dem Weg Richtung Museum, und doch fast als Abschiedsgruss verspricht das Restaurant «La Zagra» schon im Namen die Zitrusblüte und klingt nach stiller Sommerhitze, Pinien und Salz in der Luft. Chef Antonio Sturiale, ehemals «Conti da Bianca» und «Da Angela» hat hier dem Klang seiner Heimat Sizilien und dem allgegenwärtigen Namen «Zagra» im Kopf, ein Haus und eine Speisekarte gegeben.

Für Zürich adaptiert Sturiale die im Original schweren Klassiker des Südens in einer leichten Variation. Zagra, die Essenz der Agrumen, kommt bei ihm in die Involtini pesce spada, in die Caponata, das sizilianische Gemüsegericht, und ins Dessert zu den gemischten Beeren. Als Spezialität bietet er einen ganzen Wolfsbarsch für zwei Personen an.

Zürich liebt seinen See und hat es mit dem Meer. Wie denn nicht, es ist nun mal zu weit weg. Weit weg wie Fellinis «Dolce Vita» und der Trevi-Brunnen. Models spielen uns derweil das leichte und sehr gut angezogene Leben aus dem Süden vor, auf dem Laufsteg. Rosmarin, Salbei und Zitronen, nicht zu fassender Duft und Erfrischung, kündigen es bei uns schon mal an.